

der doktrinären Ideologie des »Dialektischen Materialismus« identisch ist. Das immerhin hat Arendt unmissverständlich deutlich gemacht: »Es war«, so endet diese, im neuen Band der Gesamtausgabe dokumentierte Rede, »die Größe Marx', die Arbeit in den Mittelpunkt seiner Lehre gestellt zu haben, weil dies genau das war, wovon alle politische Philosophie, nachdem sie nicht mehr wagte, die Sklaverei zu rechtfertigen, die Augen abgewandt hatte. Damit ist aber die politische Frage welche Notwendigkeit der Arbeit im menschlichen Leben und ihre alles beherrschende Rolle in der modernen Welt an uns stellt, noch nicht beantwortet.« Ein Hinweis, der zumal gegenwärtig im Zeitalter der Digitalisierung aktueller nicht sein könnte.

Auf jeden Fall: Die Lektüre des Bandes konfrontiert das Lesepublikum nicht mit einem revolutionären Blick auf eine bisher noch unbekannte Hannah Arendt, wohl aber mit einem neuen, frischen Blick auf ihren persönlichen Denkweg und auf jene Fragen, vor die der Missbrauch der Hegelschen Dialektik und der Marxschen Philosophie durch parteikommunistische Kreise die Philosophin politischer Freiheit stellte.

*Micha Brumlik (Berlin)*

## Dreißigjährige Kriege

---

*Johannes Burkhardt, Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Stuttgart (Klett-Cotta) 2018, 296 S., 25 €*

*Herfried Münkler, Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648, Berlin (Rowohlt) 2017, 974 S., 39,95 €*

Historiker\_innen kommen bei Herfried Münkler nicht gut weg. Er habe die einschlägige fachwissenschaftliche Literatur der letzten zwei bis drei Jahrzehnte studiert und festgestellt: Die Historiker haben den Dreißigjährigen Krieg historisiert. Nun wird Historisierung – als Begriff und Praxis – in der Geschichtswissenschaft zwar vielfältig gefasst. Aber als Denkoperation, die Relationierungen und Sinnstiftungen zwischen dem Vergangenen und dem Gegenwärtigen methodischer Reflexion zugänglich macht, gilt die Perspektive des Historisierens doch als konstitutiv für die wissenschaftliche (und kritische) Geschichtsschreibung. Wieso ist dies kontrovers? In Münklers Interpretation hingegen ist Historisierung gleichbedeutend mit »antiquarischer Geschichtsschreibung« – hier argumentiert er ungebrochen im Schatten Friedrich Nietzsches. »Das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwut, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen« (Nietzsche), Fachsimpeleien zu Einzelaspekten, neue Untersuchungsfelder wie die Schlachtfeldarchäologie, die allenfalls touristisch relevant seien, die aber alle keinen Nutzen für die Gegenwart aufwiesen – so Münklers Urteil über die Forschung zum Dreißigjährigen Krieg.

Sein eigenes »nichtantiquarisches Interesse« beruht nun auf folgender Idee, die in jüngster Zeit vor allem im Feuilleton ausführlich diskutiert worden ist: Es sei an der Zeit, den Dreißigjährigen Krieg vom »Moderduft« (Nietzsche) geschichtswissenschaftlicher Anteilnahme zu befreien. Der Krieg soll erstens zur Analysefolie für die Kriege des 21. Jahrhunderts an der »europäischen Peripherie« aufbereitet werden, um mit diesem Material die Politik mit »Handreichungen« zur Vermeidung und Beendigung von Kriegen zu versorgen. Zu diesem Zweck will Münkler die Motive und Zielsetzungen

der beteiligten Mächte, die strukturellen Kräfte, den Verlauf und die Faktoren der Beendigung des Krieges sorgfältig beschreiben. Zweitens sei in der deutschen politischen Öffentlichkeit ein »Defizit an strategischem Denken« auszumachen; die Öffentlichkeit bewerte Kriegsfragen auf der Grundlage des Rechts (z.B. des Völkerrechts) und anhand von Moral und Werten. Die Auseinandersetzung mit dem Dreißigjährigen Krieg sei nun perfekt geeignet, um beide Denkweisen als illusorisch zu überführen. Nicht das »dogmatische Insistieren« auf Recht und Wertbindung, sondern strategisches Denken sei angesagt und könne auf dem Übungsplatz Dreißigjähriger Krieg – anhand der Entscheidungen und Nicht-Entscheidungen der Protagonisten des 17. Jahrhunderts – erlernt werden.

Heroisch in die Forschungslücke der Politikberatung springt auch Johannes Burkhardt mit seinem Buch *Krieg der Kriege*, das er ausdrücklich als eine »neue« Geschichte des Dreißigjährigen Krieges verstanden wissen will. Burkhardt will – wie Münkler – »historisch informierte Politikberatung« liefern; konkret soll seine »neue« Geschichte des Dreißigjährigen Krieges für gegenwärtige Friedensbemühungen nutzbar gemacht werden können. Seine Grundidee ist, den Krieg insgesamt – also nicht nur die Phase der Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück – als »Großbaustelle des Friedens« in den Blick zu bekommen.

Münkler ordnet sein Material chronologisch, Burkhardt systematisch; beide haben ihre Politikratschläge am Ende in einem jeweils sehr kurzen Kapitel zusammengestellt, sozusagen als *Executive Summary*.

Die Aspekte und Narrative, die die Autoren für ihre Geschichte des Krieges auswählen und verknüpfen, ähneln sich. Und sie sind vertraut. Vertraut sind sie uns heute aber nicht, weil sie die Spezifik des

Krieges im 17. Jahrhundert beschreiben, sondern weil sie aus dem 19. Jahrhundert stammen. Für das historische Feld des 19. Jahrhunderts lag in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges eine Wahrheit verborgen, durch die sich die Frage nach der Schuld für die allenthalben hypostasierte deutsche nationale Schwäche und Rückständigkeit beantworten ließe. Der Dreißigjährige Krieg erhielt hier – im Rahmen des vielschichtigen Denkens mit Geschichte und einer einschlägigen Wissensproduktion, die unter anderen auch eine, meist bis heute akzeptierte, Quellenbasis kanonisierte – seine Gestalt als Kette spektakulärer Ereignisse, gelenkt von herausragenden Personen (Helden, Heilige und Schurken), und er erwarb seine Bedeutung als schicksalhafte Urszene für die deutsche Identität. Den Themen und Argumentationsmustern, die sich in diesem Kontext stabilisierten, haftet nach wie vor autoritativer Status an: der Fokus auf einzelne Super-Personen (vor allem Gustav Adolf und Wallenstein mit korrespondierender Helden- und Antiheldenerzählung); die Idee, die Geschichte des Krieges sei nach Wallensteins Tod 1638 eigentlich auserzählt – der Rest des Krieges zwar grausam, aber eben auch eintönig; das Krisen-, Katastrophen- und Niedergangsnarrativ (der Krieg als ununterbrochene Kette sadistischer Begegnungen der (Land-)Bevölkerung mit fremden »Söldnern«); die Aktualisierung der Werke Grimmelshausens zu authentischen Kriegsberichten sowie eine Dichotomisierung der Erkenntnisparameter (Täter – Opfer, Politik – Religion, fremd – einheimisch).

Wie gehen Burkhardt und Münkler mit dem vielfältigen Material und mit der bestehenden, nicht ganz einfachen Forschungslage um? Beide Autoren denken epochal. Beide setzen den Westfälischen Frieden und das *Westphalian System* zentral – den Ur-Mythos der europäischen

Moderne- und Zivilisierungserzählung –, und dies ist folgenreich. Denn wenn die Geschichte von hier aus ihren Sinn erhält, dann kann der Dreißigjährige Krieg nur von seinem Ende her gedacht werden. Das »stehengebliebene Heer«, die Einbindung der »in ihrer dogmatischen Intoleranz gefangenen Konfessionen« in die politisch-rechtliche Ordnung, die »staatliche Neuordnung Europas«, die »deutsche Doppelstaatlichkeit« mit ihrer »Chance für regionale Partizipation, Rechtsstaatlichkeit und Friedensfähigkeit« (Burkhardt); eine Regeln unterworfenen Kriegsführung, die gewaltbegrenzende Verstaatlichung der Armeen und »völkerrechtliche Trennung von Kombattanten und Nonkombattanten« sowie die Ausrichtung von Kriegen an einem rationalen Staatsinteresse im Gegensatz zu Wertbindung und religiösen Verpflichtungen (Münkler) – dies seien die »folgenreichen Leistungen« des Westfälischen Friedens, der den Dreißigjährigen Krieg beendete. Dieser erscheint nun als Gegenbild zur erwünschten Norm, nichtstaatliche Herrschaftsstrukturen perhorreszierend: grausam, willkürlich und wirr.

Versucht man diesem Geschichtsbild auf den Grund zu gehen beziehungsweise stellt man es gleich infrage, dann fällt vor allem eine empfindliche Leerstelle in beiden Arbeiten auf: die fehlende methodische Reflexion bei der Darstellung der (Kriegs-)Gewalt. Burkhardt will in seinem ersten, einleitenden Kapitel die Größenordnung der Kriegsfolgen für die Bevölkerung ausmessen. Begleitet durch rhetorische Fragen wie »Wie konnte es so weit kommen?« oder »Hat denn hier keiner eingreifen können?« ist dieses Kapitel die Grundlage für die nachfolgend beschriebene Friedensdiplomatie. Über die »interessanten Differenzierungen« der neueren Forschung sei nicht die »gesammelte Wucht der Katastrophenerfah-

« zu vergessen, so die Aufgabenstellung. Dass Burkhardt hier nun eigens die auf völkischen Kategorien beruhende Arbeit von Günter Franz zum wissenschaftlichen Grundlagenwerk der Demographie des Dreißigjährigen Krieges macht, ist eine Provokation. Entscheidend wäre gewesen, den historischen Kontext der Fragen nach den »Bevölkerungsverlusten« zu bestimmen und deren Hintergrundannahmen und Strategien der Emotionalisierung zu diskutieren. In Burkhardts Gewalt- und Kriegserfahrungsanalyse ist, gestützt durch den prominent in Szene gesetzten demographisch-quantifizierenden Befund, die Katastrophe als Ergebnis immer schon vorausgesetzt, werden die Quellen auf ein vorab festgelegtes Katastrophenszenario ausgewählt und ausgelegt. In einem für mein Verständnis absurd übersteigerten Duktus ist die Rede von »seriellen Gewaltorgien«, der »überschießende[n] Lust [der Soldaten] an der Grausamkeit«, einer »schreckenerregende[n] Gewaltspitze«, »sexistischen Dauergreuel[n]«, der »nachhaltig kulturzerstörende[n] Trinität des Todes«, dem »Todesdreieck von Gewalt, Hunger und Seuchen« – die Zeitgenossen des Dreißigjährigen Krieg hätten »ein erschreckend geschlossenes Bild der Kriegserfahrung und -folgen« gezeichnet. Angesichts der ergebnisreichen interdisziplinären Gewaltforschung der letzten Jahre und angesichts der Bandbreite der verfügbaren Gewalttheorien, die allesamt methodische Sorgfalt in der Analyse nahelegen, bleibt bei dem hier bewusst gezeichneten Bild ubiquitärer Gewalt ein Unbehagen über die phrasenhafte Argumentation, die jeden Kollateralschaden in Kauf nimmt.

Argumenten wie den meinen gegen die Zeichnung pauschaler Gewaltszenarien, die häufig meist Metapher für Gewalt und Argument für ganz andere Narrative beziehungsweise legitimieren-

de Metadiskurse sind, wird in der Regel vorgeworfen, dass sie das wahre Ausmaß des Leids der Opfer relativierten. Das Gegenteil ist der Fall, erst die präzise Kontextualisierung von Gewalthandeln und -repräsentationen kann die historisch konkrete Bedeutung von Gewalt sichtbar machen. Dass Burkhardt zudem die Quellen einseitig und wertbehaftet liest, zeigt, wie wenig ihm an methodisch reflektierter Analyse der Perspektiven der Akteure und ihren Gewaltdarstellungen gelegen ist. Die Chronik des thüringischen Hofrats Volkmar Happe, aus der er den Großteil seiner Gewaltbeschreibungen bezieht, sei »repräsentativ«, die Theologie habe mit ihrer Argumentation, der Krieg sei Strafgericht Gottes, versagt, und dem Adligen August von Bismarck, der in seinen autobiographischen Aufzeichnungen von »Unglück, Müh und Elend« seines Kriegsdienstes schreibt, kann er nur zurufen: »Selbst schuld«.

Münkler argumentiert in Bezug auf die Kriegsgewalt zwar weniger apodiktisch, aber dennoch nicht unproblematisch. Während es in der »Disposition« der Soldaten liege, Massaker zu begehen (die Stichworte sind hier Erregungsniveau, Wut, Entfesselung, Rausch, Raserei), wird beim Gewalthandeln der »Männer an der Spitze« rationales Abwägen, ein Entscheiden für oder wider Gewalt (beispielsweise im Rahmen des Kriegsrechts) grundsätzlich veranlagt. Dass Tilly 1626 das Massaker an den Bewohnern der eroberten Stadt Münden nicht stoppte, sei einerseits nach heutigen Maßstäben als Kriegsverbrechen zu bewerten, andererseits auch ein »Strategem« Tillys gewesen, sodass diesem durchaus Gründe für seine Entscheidung zugesprochen werden können. Was soll, die Frage muss gestattet sein, die politische Öffentlichkeit im Hier und Jetzt, für die diese Ausführungen ja Strategie-

übung sein sollen, aus diesem Entscheiden und Nicht-Entscheiden lernen?

Ich habe weiter oben schon erwähnt, dass Johannes Burkhardt den Dreißigjährigen Krieg in der Parallelität von Kriegs- und Friedenshandeln erkunden will, und diese Idee hat prinzipiell einiges für sich. Es ließen sich, das Konzept sorgfältig ausgearbeitet, Perspektiven entwickeln, die die moderne Dichotomie von Krieg und Frieden historisieren und das Politische an Praktiken und Handlungsrepertoires (des Verhandeln, Entscheidens, Verfeindens, Kommunizierens etc.) anbinden.

Nachdem Burkhardt die Frage diskutiert hat, ob der Dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg war (er war es nicht, laut Burkhardt, was aber egal ist, denn schon die Frage, die auf der modernen Trennung von Religion und Politik beruht, macht keinen Sinn), erläutert er seine alte These vom Dreißigjährigen Krieg als Staatsbildungskrieg. Die »neue« Geschichte also auf dem Stand von 1992. Die nächsten Kapitel sind zentriert um Gustav Adolf und Wallenstein. Es geht hier um Fragen der Kriegsorganisation und -finanzierung vor dem Hintergrund der »Institutionalisierung der Gewaltorganisation des Staates« sowie um Kriegspublizistik. Implizit wird die Argumentation auch um Praktiken der Friedenssicherung angereichert. Für Burkhardt sind aber nicht verfügbare Handlungsrepertoires entscheidend, sondern die »persönliche Ebene«, also die intrinsische Motivation der Handelnden, der hier die »rekonstruierende Schlüsselrolle« zukomme. Die letzten Kapitel nehmen die Friedensproblematik dann noch einmal konkreter auf, es geht um den »Friedensapostel« Wallenstein, um den Prager Frieden, den Westfälischen Frieden und um Europas Staatensystem. Alles in allem finden sich zahlreiche zugespitzte Formulierungen, aber auch kühn hingeworfene Gedanken,

deren Plausibilität nicht immer einleuchtet. Wenn z.B. Wallenstein, Bismarck, Friedrich II. und Eugen von Savoyen als Politiker vorgestellt werden, die sich von »Protagonisten der Kriegsgewalt« zu Beginn ihres Lebens zu »unermüdlischen Friedenssucher[n]« entwickelt hätten, dann schwingt hier wohl eher die moderne Erfahrung des 20. Jahrhunderts mit, dass man in einen Krieg heroisch hinein, aber desillusioniert herausgeht. Den »außereuropäische[n] Baustellen« werden von Burkhardt schlussendlich aufgrund der Erfahrungen der »dreißigjährigen Großbaustelle des Friedens« das föderative Staatsmodell, die politische Stabilisierung durch Institutionen, die rechtliche Einbindung von Religionen, Kultur, Friedensakteuren und Friedensparteien anempfohlen.

Dass Herfried Münkler Historisierung beziehungsweise historischem Denken keine Priorität einräumt, lässt sich auf verschiedenen Ebenen seines Texts beobachten. Schwierig ist der Text, weil im Rahmen der eher dürftigen methodischen Vorüberlegungen – als Ziel ist vage gesetzt, den Verlauf des Krieges sowie die Entscheidungen und Motive der Protagonisten genau zu beschreiben – die analytische Perspektive fehlt, mit deren Hilfe aus der Fülle des Materials sinnvoll ausgewählt werden könnte. Der Text entwickelt sich daher zu dem, was üblicherweise dem Dreißigjährigen Krieg selbst zugesprochen wird: mäandernd und endlos (Wallenstein stirbt auf S. 630!). Nicht selten gerät er zur Charaktershow: Gustav Adolf sei »umsichtig und entschieden, keineswegs verwegen und tollkühn, durchaus mit Respekt vor seinen kriegserfahrenen Gegnern, aber jederzeit erfüllt von der Überzeugung, dass Gott mit ihm sei und sein Segen auf ihm ruhe.« Tilly war »rüstig und infolge seiner strengen Lebensführung den körperlichen Strapazen gewachsen. Auch

darin unterschied er sich von den meisten anderen Generälen dieses Krieges, die dem Trunk und der Völlerei ergeben waren und an der Gicht und anderen Krankheiten litten.« Ferdinand II. habe einen erheblichen Teil seiner Zeit »mit Andachtsübungen [verbracht], und diese Zeit fehlte ihm dann bei der Bewältigung seiner politischen Aufgaben.« Die böhmischen Stände »investierten einfach nicht genug in den Erfolg ihres politischen Projekts.« Johann Georg von Sachsen habe als »großer Zecher und leidenschaftlicher Jäger, der die meiste Zeit mit dem Verzehr von Wildbret und Bier verbrachte«, gegolten. Münkler argumentiert mit den wissenschaftlichen und literarischen Stimmen aus dem 19. und 20. Jahrhundert, als lägen sie auf ein- und derselben Zeitebene und folgten demselben (objektiven) Erkenntnisinteresse. Er diskutiert und positioniert sich in Debatten, die heute allenfalls historiografiegeschichtlich interessant sind, und er scheint auch einen nicht sonderlich sorgfältigen Umgang mit Quellen zu pflegen, wenn er etwa die Passagen zu Tilly weitgehend der Schrift von Bernd Rill (*Tilly. Feldherr für Kaiser und Reich*, 1984) entnimmt, der komplett auf Quellenangaben verzichtet. Dass Münkler für die Rekonstruktion der Schlacht bei Breitenfeld nach der idealen Quelle sucht (die Aufzeichnungen des Gefreiten Peter Hagendorf besäßen eine »radikal subjektive Sichtweise«, ideal sei der Blick vom »Feldherrnhügel«, Gustav Adolf aber schnell in Nebel und Staub verschwunden, einzig der Obrist Robert Monro habe den »Überblick« behalten, und seine Aufzeichnungen seien daher die wichtigste Quelle für dieses Ereignis); dass er die Clausewitzschen Paradigmen buchstäblich umsetzt (»Mit Clausewitz kann man sagen...«) und akribisch versucht, mit Kriegstypen zu argumentieren, obwohl die Forschung diese Art der Systematisierung längst ablehnt. – Dies lässt

den Text einerseits antiquiert erscheinen, ist aber andererseits auch Teil der grundlegenden methodischen Schwächen.

Ob die zum Ende gelieferten »Struktur analogien« den absurden Aufwand der Empirie rechtfertigen, wäre zu fragen. Ob sie sich überhaupt plausibel oder gar notwendig aus der Empirie herleiten lassen, lässt sich nicht entscheiden. Wenn es allerdings heißt: »Der Aufstand der Niederlande und die Rebellion der Böhmen [...] waren im Vorfeld und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges strukturanalog zu dem, was inzwischen als ›Arabischer Frühling‹ bezeichnet wird« – kann das ernst gemeint sein?

Lohnt sich die Lektüre beider Bücher, wenn man doch die forschungsleitenden Hintergrundannahmen nicht teilt und auch der Optimierung der Vergangenheit zum Zwecke der Anfertigung politisch nutzbarer »Handreichungen« eher zurückhaltend gegenübersteht? Sind sie an aktuelle Debatten anschlussfähig, diskutabel? Möglicherweise lässt sich zunächst das Irritationspotenzial sehen und darüber nachdenken, warum die traditionellen historischen Denkschablonen nach wie vor Anklang finden, Mythen nicht hinterfragt werden und dagegen neuere historische Forschungen, die auf interdisziplinäre Theorietransfers bauen, die die Ordnungsleistung von Großkonzepten in Zweifel ziehen, die die Erkenntnisgegenstände flexibel halten und aus essenzialisierenden, dualistischen und linearen Erkenntnismodi ausscheiden, in der gegenwärtigen Historiografie zum Dreißigjährigen keine Rolle spielen. Johannes Burkhardt ist auf jeden Fall zuzustimmen, dass der Dreißigjährige Krieg eine »einzigartige Erkenntnischance« bietet. Ob die Erkenntnischance darin liegt, *den* Dreißigjährigen Krieg als Ganzes einem Allerklärungsversuch zu unterziehen und die so gewonnene Geschichte für eigene gegenwartsdiagnos-

tische Bedürfnisse zu präparieren, mag bezweifelt werden. Geboten ist vielmehr eine kritische und radikale Neubefragung des Wissens zum Dreißigjährigen Krieg mithilfe von Fragestellungen und analytischen Zugängen, die die Alterität der Geschichte sichtbar machen, und die es ermöglichen, historisch perspektivierte Gegenstände in ihrer Kontextbedeutung unideologisch zu diskutieren.

Silke Törpsch (Berlin)

## Animal Biography

---

André Krebber/Mieke Roscher (Hg.), *Animal Biography. Re-framing Animal Lives (Palgrave Studies in Animals and Literature)*, Cham (Palgrave) 2018, 266 S., 12 Abb., 103,99 €

Der Titel des Buchs mag eindeutig klingen, aber das Titelbild weist bereits darauf hin, dass produktive Irritationen zu erwarten sind: Ein dunkles Wesen blickt uns vom Einband an. Sind diese Löcher wirklich Augen? Ist die Öffnung darüber ein Maul, eine Nase, sind es Kiemen? Ist es unter Wasser, steht es auf dem Kopf? Auf alle Fälle scheint es lebendig. Die aufkeimende Frage »Was ist das eigentlich?« könnte nach der Lektüre der Buchbeiträge durchaus anders klingen, nämlich: »Wer ist das?« Aus einem schemenhaften Objekt wird mit neuen Herangehensweisen und Methoden ein Subjekt mit Individualität und Geschichte. Es ist ein sprechendes Motiv für diesen Sammelband mit Beiträgen von zwölf Autorinnen und Autoren, die sich mit der Frage auseinandersetzen, ob und wie es möglich ist, die Lebensgeschichten und die historischen Umfeldler von Tieren nachzuvollziehen und erzählbar zu machen.

Die *Human-Animal Studies* haben sich in den letzten Jahren als interdisziplinäres